

„Sie fühlten sich als die einen. Ich war der andere.“ Stigmatisierung mittels Sprache in Peter Henischs Roman *Schwarzer Peter*

Marta Wimmer

Unter Gewalt versteht man in erster Linie auf die Physis der Menschen gerichtete Gewaltakte, man sollte jedoch solche nicht unterschätzen, die auf die Psyche des Menschen gerichtet sind und ohne sichtbare Wunden auskommen, verletzlich ist nämlich nicht nur die Physis des Menschen, sondern auch seine Psyche. Obwohl immer wieder behauptet wird, dass Sprache keine Gewalt zufügen könne, weil sie ausschließlich symbolisch sei, ist sie nicht weniger real oder effektiv als physische Gewalt (vgl. Kuch/Kitty Hermann 2007: 179). Das Verhältnis von Sprache und Gewalt ist allerdings nicht unproblematisch und kann auf die begriffliche Unbestimmtheit der beiden Phänomene zurückgeführt werden. Folgt man Bernhard Waldenfest, gleicht Gewalt „Phänomenen wie Zeit, Liebe, Tod darin, dass sie ebenfalls quer durch verschiedene Lebensbereiche geht, als etwas Fremdes, Unfassliches, Unlösbares, als etwas Außer-ordentliches, das die verschiedenen Ordnungen in Frage stellt und nirgendwo einen gemäßen und festen Platz findet“ (Waldenfest 2006: 174). Somit wird den Überlegungen über Gewalt und Sprache von Anbeginn jeder feste Boden entzogen, deswegen scheint die Eingrenzung der semantischen Breite des Gewaltbegriffs unumgänglich zu sein, was sich nicht nur in der Gewaltforschung, sondern in der breiten Öffentlichkeit beobachten lässt. Trotz des *linguistic turn* wird bis weit ins 20. Jahrhundert von der Annahme ausgegangen, dass Gewalt dort beginne, wo Sprache verstumme, wodurch der Gegensatz bzw. die Opposition Sprache vs. Gewalt zusätzlich betont bleibt. Erst gegen Ende des Jahrhunderts begannen Denker wie Jacques Derrida und Michel Foucault (ausgehend von Friedrich Nietzsche) das Verhältnis von Sprache und Gewalt, systematisch zu untersuchen und führten vor Augen, dass Sprache nicht ausschließlich als Kommunikationsmittel, sondern als ein Mittel der Macht fungieren kann (vgl. Posselt 2014). Die These, dass Sprache darüber hinaus als Mittel sozialen Handelns, mithilfe dessen Machtverhältnisse erzeugt werden können, wird auch von Pierre Bourdieu (siehe dazu: Bourdieu 2012) etabliert. Die mittels Sprache erzeugte Verletzung als auch der Akt der Gewaltausübung selbst sind eher symbolischer Natur. Von dieser Prämisse ausgehend, neigten viele Forscher dazu, Gewalt auf ihre körperliche Materialität zu reduzieren und gar nicht als eine Praktik der Gewalt in den Blick zu nehmen (vgl. Hermann 2013: 115). Im Fokus dieses Beitrags steht die Diskriminierung durch Sprache, die „den ersten Schritt zur sozialen Benachteiligung“ darstellt (Elspass/Maitz 2011: 2). Asymmetrische Machtverhältnisse sowie soziale Ungleichheit werden zunächst sprachlich-diskursiv hergestellt, womit gegen Grundrechte verstoßen wird (vgl. Elspass/Maitz 2011: 30). Dies führt zugleich dazu bei, dass die Betroffenen soziale Benachteiligungen erleiden, was auch in dem analysierten Roman Peter Henischs *Schwarzer Peter* aus dem Jahre 2000, in dem sich der Autor mit dem rassistischen Bild des „Nicht-Fremden“ auseinandersetzt, manifest wird (siehe dazu: Wimmer 2014: 185–193). Das Problem des verletzenden Sprechens lässt (in Anlehnung an Judith Butler) in diesem Zusammenhang die Frage aufkommen, welchen Wörtern die verletzende und welchen Repräsentationen die kränkende Macht innewohnt (Butler 2006: 9 f.).

Das theoretisch-psychologisch sowie kulturwissenschaftlich relevante Thema „Gewalt“, ist aus der Literatur nicht wegzudenken, hierbei gilt es jedoch zu beachten, dass sich gewisse Strömungen oder Epochen als besonders gewaltaffin erwiesen haben. Der Literatur wohnt die Fähigkeit inne, Gewalt zu erzeugen, zu inszenieren sowie zu gestalten (vgl. Siebenpfeiffer

2013: 340). Diese sollte zugleich als ein Medium begriffen werden, in das kulturelle Codes einfließen, die dann entweder kritisch oder affirmativ reflektiert werden. „[D]ie Beschreibung von Gewalt [ist] [stets] in Wertungsdiskurse eingebunden“ (Geier 2013: 264), was zweifelsohne das Reflexionspotenzial literarischer Texte, die Gewalt thematisieren, steigert. Von dieser Prämisse ausgehend, wird das Augenmerk nicht nur auf die Art und Weise der Schilderung außerliterarischer Gewaltphänomene im literarischen Text, sondern auf die Funktion, die diesen zukommt, gerichtet. Peter Henischs Roman *Schwarzer Peter* schreibt sich in den Diskurs über Multikulturalität bzw. über die mangelnde Akzeptanz dieser in Österreich der Nachkriegsjahre ein (vgl. Michaels 2002: 243), wobei man dem Plot eine gewisse zeitlose Aktualität nicht absprechen kann. Der Autor geht auf ein eminentes politisches Thema ein, unternimmt jedoch keinen Versuch, die Repressionen, denen die titelgebende Hauptfigur ausgesetzt ist, zu plausibilisieren oder Legitimationsmuster für diese zu entwerfen. Vielmehr ist sein Roman als eine kritische Stimme in der Debatte über Minoritäten bzw. als ein Versuch zu sehen, im Namen dieser, die marginalisiert werden, das Wort zu ergreifen (vgl. Michaels 2002: 243). Dies überrascht nicht angesichts der Tatsache, dass Henisch mehrmals öffentlich seine Besorgnis ausgedrückt hat, dass die österreichische Identität durch die unbewältigte Nazi-Vergangenheit konstituiert wurde und die Notwendigkeit der Aufarbeitung dieser betonte.

Der fiktive Lebenslauf des „Schwarzen Peters“, der zur Figur des Hasses wurde – um es mit Judith Butlers Worten auszudrücken – soll hier unter dem Aspekt der Auswirkung von Rassenstereotypen untersucht werden. Der Fokus wird auf die Sozialisierung und die damit einhergehenden Ausgrenzungserfahrungen des „Schwarzen Peters“ gerichtet, dessen Biographie exemplarisch für die Erforschung der komplizierten Dynamik der Herausbildung individueller und kollektiver Identitäten zu sein scheint. Die wacklige Identität des „Schwarzen Peters“ wird einem ständigen Legitimationszwang unterzogen, sein Schicksal veranschaulicht dagegen, wie das Subjekt allmählich zum Objekt degradiert wird. Der Schwerpunkt wird dabei auf die verbale Stigmatisierung der Figur sowie auf die performative Wirksamkeit der Sprache bzw. auf die Techniken, derer sich sprachliche Gewalt bedient, gerichtet. Wie bereits erwähnt, gehört Sprache zu den mächtigsten Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, um unsere Gefühle (Sympathie, Liebe, Hass, etc.) auszudrücken oder Macht auszuüben. Sie dient nicht nur der Herstellung und Aufrechterhaltung sozialer Systeme und Beziehungen, sondern stellt zugleich das wichtigste Medium im Umgang der Menschen miteinander dar. Mit ihrer Hilfe werden Welt- und Denkbilder reproduziert oder weniger bewusste Haltungen und Einstellungen transportiert. Klischees, Vorurteile, Stereotype, feindselige oder aggressive Gesinnungen kommen durch die Sprache zum Ausdruck und führen zur sprachlichen Diskriminierung bzw. setzen Ausschlussmechanismen in Gang, die auf der Dichotomie „Normabweichler“/„Normkonforme“ beruhen. Es muss jedoch berücksichtigt werden, dass jegliche Kategorisierung äußerst anfällig für Subjektivität sowie für gewisse Willkür zu sein vermag.

Zu den Formen der Gewaltausübung, auf die im Rahmen dieser Analyse verwiesen werden soll, wird die Stigmatisierung, die mittels Sprache erfolgt, dazu gezählt:

„Rhetorisch betrachtet setzt die Behauptung, daß ein Sprechen nicht nur ein Haßgefühl vermittelt, sondern einen verletzenden Akt darstellt, nicht nur voraus, daß die Sprache handelt, sondern zudem, daß sie sich in verletzender Weise gegen einen Adressaten richtet. Hier handelt es sich freilich um zwei höchst unterschiedliche Behauptungen; denn nicht alle Sprechakte wirken sich mit solcher Kraft auf einen anderen aus. [...] Viele solche Sprechakte sind also im engen Sinne ein »Verhalten«, ohne daß alle die Macht hätten, Effekte hervorzurufen oder eine Kette von Folgen auszulösen.“ (Butler 2006: 32 f.)

Sprachliche Stigmatisierung gehört zweifelsohne zu sozialen Prozessen, die nicht nur überwiegend fremdbestimmt sind oder durch das System der Sprache geregelt werden, sondern

auch Beobachtung voraussetzen, denn wie Nicolas Dobra treffend konstatiert: „Es gibt kein von Beobachtungen unabhängiges Objekt, [...] Objekt impliziert Beobachtung“ (Dobra 2007: 12). Die, wie es scheinen mag, recht banale Annahme, dass das Eigene ohne das Fremde nicht existiert, führt vor Augen, dass erst die Trennlinie zwischen den beiden Seiten eine eindeutige Zuordnung ermöglicht und gleichzeitig als Richtschnur für das eigene Handeln dient. Indem wir das Andere denken, denken wir uns selbst anders, was ebenfalls zum Gegenstand der Reflexion in belletristischen Texten erhoben wird. Literatur als Medium erzeugt diskursiv Selbst- und Fremdbilder und drückt diese entweder in sprachlichen Bildern aus, festigt sie oder versucht, diese durchzubrechen. Die Konstruktionen auf die in dem vorliegenden Beitrag Bezug genommen wird, sind Produkte rassistischer oder einer fremden Kulturen gegenüber feindlich eingestellten Phantasie. Mit Hilfe von Stereotypen werden einfache Wahrheiten konstruiert, die jedoch von der komplexen Realität weit entfernt sind. Der hier analysierte Roman veranschaulicht zugleich – indem er die Handlung überwiegend in Wien der 50er Jahre verortet – etwas, was gerne unausgesprochen bleibt: Seitdem die ersten Kinder schwarzer Besatzungssoldaten und weißer Frauen das Licht der Welt erblickt haben, existiert nicht nur eine neue Minorität, sondern auch eine neue Art der Rassendiskriminierung (vgl. Lester 1978: 147). Im Weiteren kann der Text als ein Versuch, das Konzept der kulturellen Homogenität in Frage zu stellen, gelesen werden, wobei diese Mischung aus literarischer Fiktion und Wahrheit eine schonende Konfrontierung des Lesers mit akuten sozialen Problemen erlaubt (vgl. Lester 197: 151).

„Sie werden lachen, aber ich komme aus Wien. Auch wenn ich möglicherweise nicht ganz so aussehe. Vienna. Austria. Europe. Ob Sie es glauben oder nicht. Ich bin dort geboren und habe meine ersten dreißig Jahre dort verbracht“ (Henisch 2000: 7). Diese Aussage der Hauptfigur eröffnet den Roman und führt von Anbeginn die Diskrepanz zwischen der Herkunft des Protagonisten und seiner Hautfarbe vor Augen, die sich leitmotivisch durch den ganzen Text zieht. Aufgrund seines Äußeren wird Peter Jarosch – so der Name des Protagonisten und Ich-Erzählers – überall als fremd eingeschätzt, wodurch er stets Diskriminierung und Vorurteilen ausgesetzt wird. Im Wien der Nachkriegszeit fällt er wegen seiner Hautfarbe auf, obwohl sein Deutsch so wienerisch ist wie das der anderen, in Amerika wiederum ist es sein österreichischer Akzent, der nicht zum Farbton seiner Haut passt (vgl. Close Ulmer 2003: 76). Peter Jarosch, der uneheliche Sohn einer Wiener Straßenbahnschaffnerin und eines schwarzen Besatzungssoldaten ist gleichsam doppelt stigmatisiert. Er fällt als Farbiger in der „weißen“ österreichischen Gesellschaft auf, gleichzeitig wird er in der „schwarzen“ Welt der amerikanischen Südstaaten mit dem Etikett „Mischling“ versehen und aus diesem Grunde nie vollkommen akzeptiert. Von seinem Umfeld wird er (in loser Anlehnung an Jean Améry's Diktum, nach dem er zum Juden gemacht worden sei) zum Schwarzen gemacht und stets als ein Exotikum wahrgenommen (vgl. Parry 2003: 145). Aufgrund seines äußeren Erscheinungsbildes wird er als anders und fremd abgestempelt, obwohl ihn biographisch nichts von den Mitbürgern seiner Generation unterscheidet (vgl. Parry 2003: 145). Bereits im Kindesalter hat die Figur die Erfahrung gemacht, sichtbar für andere zu sein. Er wird zwar von seinen Mitmenschen erkannt, jedoch nicht anerkannt und stets der Diskriminierung und den über Generationen der Unkenntnis angesammelten Vorurteilen ausgesetzt, die Frantz Fanon in *Schwarze Haut, weiße Masken* auf den Punkt brachte:

„Und dann geschah es, daß wir dem weißen Blick begegneten. Eine ungewohnte Schwere beklemmte uns. ... In der weißen Welt stößt der Farbige auf Schwierigkeiten bei der Herausbildung seines Körperschemas. ... Wörter zerrissen mir das Trommelfell: Menschenfresserei, geistige Zurückgebliebenheit, Fetischismus, Rassenmakel. ... Ich begab mich weit, sehr weit fort von meinem Dasein. ... Was war es für mich anders als eine Loslösung, ein Herausreißen, ein Blutsturz, der auf meinem ganzen Körper schwarzes Blut gerinnen ließ?“ (Fanon 1980: 72 f.)

Im Falle Jarosch lässt sich die von ihm erfahrene Diskriminierung auf die Formel „universeller Alltagsrassismus“ bringen und die Art des Protagonisten, mit diesem umzugehen, scheint eher pragmatischer Natur zu sein. Die Stigmatisierung der Hauptfigur erfolgt überwiegend auf der verbalen Ebene und auch wenn hinter dieser keine internalisierten rassistischen Absichten stecken, wird die Figur von vollständiger Akzeptierung ausgeschlossen bzw. auf ihre Hautfarbe reduziert und somit als defizitär abgestempelt. Seit der frühen Kindheit spürt Peter, dass er ein Outsider ist, weil seine Mitbürger nicht in der Lage sind, ihn als einen der Ihrigen zu akzeptieren. Sie geben ihm das Gefühl, dass er ein Fremder ist, nur weil sein äußeres Erscheinungsbild von der damals geltenden „Norm“ abweicht. Aus seiner visuellen Andersartigkeit resultiert auch der offenkundige Rassismus, dem er bereits in seiner Jugend ausgesetzt war. Dieser basiert auf zwei grundlegenden Glaubenssätzen: der erste besagt, dass es verschiedene Rassen gibt, was angeblich eine anerkannte Tatsache ist. Dazu kommt aber noch die Überzeugung von der Überlegenheit der eigenen Rasse. Würde man nur den ersten Grundsatz annehmen, den zweiten dagegen außer Acht lassen, wäre das Problem wertfrei, doch dies ist häufig nicht der Fall. Statt sich auf die auf Rassenzugehörigkeit berufende Argumentation einzulassen, wäre es sinnvoller von „kulturell Anderen“ oder von der eigenen „kulturellen“ oder „nationalen“ Identität aber nicht von Rasse auszugehen. Eine auf solchen Mechanismen basierende Diskriminierung und damit einhergehende Ausgrenzung des Anderen, der die Differenzierung zwischen dem Eigenen (Bekanntem, Allgemeingültigen und Höherem) und dem Anderen (Gefährlichen, Besonderen, Niedrigeren) zugrunde liegt, wird auch bei Henisch kritisch in den Blick genommen (vgl. Wimmer 1997: 1). Nur aufgrund seines Äußeren wird der Protagonist des analysierten Romans von seinen Mitschülern angegriffen und geächtet, eine der ersten verletzenden Erfahrungen, mit der er konfrontiert wird und die laut Butler zu den ersten, die man überhaupt kennenlernt gehört, ist die Erfahrung beim Schimpfnamen gerufen zu werden (vgl. Butler 2006: 9). Man kann sich im Falle Peter Jaroschs den Eindruck nicht erwehren, dass in dem Fall der „Peiniger“ zu einem anonymen Feind, zu einem Repräsentanten vieler seiner Mitbürger wird und den Anderen nicht nur verfolgt, sondern auch mit Missachtung behandelt. Jahre später reflektiert Peter darüber, wie schwer es zu akzeptieren ist, dass man von jemandem aufgrund seines Andersseins gehasst wird, ohne dass sich der Hassende die Mühe gibt, das Objekt seines Hasses näher kennenzulernen: „Das Gefühl, daß es einen Menschen gibt, der einen zu hassen scheint, obwohl er einen gar nicht näher kennt, einfach so, weil man anders ist – dieses Gefühl und der Verdacht, daß dort draußen noch viel mehr von der Sorte umherlaufen, ist schwer zu ertragen.“ (Henisch 2000: 44)

Anhand der Überlegungen des „Schwarzen Peters“ wird manifest, „wie eine symbolische Handlung unsere soziale Welt nachhaltig zu transformieren vermag“ (Hermann 2013: 112), beleidigende Bezeichnungen oder Beschimpfungen dienen nämlich in erster Linie dazu, „die Position der adressierten Person im sozialen Raum zu verändern“ (Hermann 2013: 112). Oftmals werden auch diese als eine Bewegung der Exklusion charakterisiert (vgl. Hermann 2013: 112). Darüber hinaus spricht Henisch einen weiteren relevanten Aspekt an, nämlich das Fortleben von rassistischen Stimmungen, die von den Eltern auf ihre Kinder übertragen werden. Einigen Altersgenossen des Protagonisten war es verboten, mit ihm zu spielen, was nur einen Beweis dafür liefert, dass die neue Generation nicht toleranter wird, sondern dass sie zur Perpetuierung der Vorurteile beiträgt: „Was die Kinder betraf, so verhielten sie sich den Erwachsenen, die sie erzogen, naturgemäß nicht unähnlich“, heißt es im Roman (Henisch 2000: 15).

Der Autor zählt weitere Beispiele auf, in denen die irrationale Ablehnung dem Protagonisten gegenüber veranschaulicht wird, eines davon ist die Situation, die sich während eines Barbesuches abspielte. Peter möchte seinen ersten Auftritt als Blues-Musiker gemeinsam mit seinen Band-Kollegen in einer Bar feiern, doch der Kellner weigert sich, sie zu bedienen mit der Begründung: „Aber für solche wie euch gibt es hier keine Tische. [...] Solche wie euch

hätten wir vor fünfundzwanzig Jahren noch ins Gas geschickt“ (Henisch 2000: 345). Mit diesem Satz drückt der Autor seine Beunruhigung aus, dass das Nazidenken noch immer präsent ist und das gegenwärtige Handeln und Denken beeinflusst. Solche rassistischen Extrembeispiele gehören zwar in Peters Jugend zur Seltenheit, tagtäglich wird er jedoch mit der Insensibilität seitens seiner Mitmenschen konfrontiert, die immer wieder versuchen, Peter als dem Anderen eine stereotypische Rolle aufzuzwingen. Stets wird er darauf verwiesen, dass er anders ist:

„Schon früh machte ich die Erfahrung, daß die Menschen meiner Umgebung kaum imstande waren, mich einfach als ihresgleichen zu betrachten. Etwas an mir oder in ihnen veranlaßte sie zu merkwürdigen Reaktionen. Die ein bißchen verbaute (durch eine schlecht und recht kaschierte Verkrümmung des Rückgrats zu kurz geratene) Parfümeriemitzi zum Beispiel brach jedes Mal in Entzückensrufe aus, wenn meine Mutter und ich ihr Geschäft betraten. Nie unterließ sie es, auf meine angebliche Ähnlichkeit mit einer sogenannten Negerpuppe hinzuweisen, die bei ihr daheim auf dem Sofa saß. Hingegen schaute mich Herr Resch, [...] unter seinen zottigen Brauen hervor immer nur finster an. In all den frühen Jahren meiner dunklen Existenz hat er kaum ein Wort an mich verloren. Herr Wolny, der Schuster, der immer halb eingeschlafen auf den Schemel vor seinem nach dem Leder und Staub riechenden Keller saß, wachte auf, wenn ich vorbeikam, hob seinen weißhaarigen Kopf und fragte mich, ob ich mir nicht die schwarze Schuhpaste aus dem Gesicht wischen wolle.“ (Henisch 2000: 14 f.)

Der mit sichtbarem Anderssein aufgewachsene Peter empfindet seine Hautfarbe, die kurioserweise „nicht österreichisch gefärbt“ (Henisch 2000: 78) ist als Stigma und äußert sich dazu: „Ich war ein Kind des anderen Wien. Des lateralen und peripheren Wien“ (Henisch 2000: 214). Die Erfahrung des Andersseins, die die Figur bereits in ihrer Kindheit zu spüren bekommt, setzt einen graduellen Entfremdungsprozess in Gang, wobei die Anlässe für die allmähliche Entfremdung immer von außen, sei es von der Schule, von den Nachbarn oder von der Armee kamen (Raus 2003: 213). Stereotyp wiederholte Scherze, wie z. B. die Frage des Schusters, waren vielleicht nicht ganz ernst zu nehmen, doch für ein kleines Kind sicherlich verletzend und bewirkten, dass der Protagonist allmählich zum Einzelgänger wurde.

Der in dem Titel des Beitrags angekündigten Stigmatisierung wird eine zweite Dimension verliehen. Zum einen wird die Figur mittels Worten verletzt und durch abschätzige Etikettierung in die Schublade „der Andere“ gesteckt. Zum anderen ist es ausgerechnet die Sprache, die eine eindeutige Kategorisierung unmöglich macht. In New Orleans, dem Herkunftsort seines leiblichen Vaters, erzählt der alternde Hauptprotagonist seine Geschichte. Von einem exterritorialen Standpunkt aus, aus der Distanz heraus, erinnert er sich seines Wiener Lebens und des Wienerischen. Nach Jahren des Lebens am anderen Ende der Welt holt ihn sein früheres „österreichisches Leben“ wieder ein. Eine in einer Bar getroffene blonde Lady

„[h]at glatt behauptet, daß, was ich spreche, kein Deutsch ist. What funny kind of language is that, you're talking? Aber darauf, daß *die* mich versteht, hab ich auch nicht den geringsten Wert gelegt. Wobei es schon stimmt, daß ich *etwas anders* rede. Genaugenommen nicht deutsch, sondern österreichisch. Oder wienerisch oder was weiß ich. Eine Sprache, die es für manche nicht gibt. Eine Sprache, die mich nun eingeholt hat. Vielleicht ist das ja eine Art von Alterserscheinung. All die Jahre hab ich sie nicht gebraucht, aber auf einmal war sie wieder da. Meine Mutter-Sprache. Im Vater-Land. [...] Nun hat sie mich wieder, die Sprache, was soll ich tun? Ein Wort gibt das andere, ein Satz gibt den anderen. Österreichisch oder genaugenommen wienerisch gefärbt. Meine Haut ist nicht österreichisch gefärbt, kurioserweise.“ (Henisch 2000: 77 f.)

Die sichtbaren *social cues* – in dem Fall ist es die Hautfarbe – führen zur Einordnung einer Person in eine bestimmte kognitiv repräsentierte Kategorie, hier könnte man von der

mehrdeutigen Kategorisierung „der Andere/der Fremde“ ausgehen (siehe dazu: Casper/Rothermund/Ventura 2010: 131).

Alltägliche Situationen sind ein „zentraler Austragungsort gesellschaftlicher Asymmetrien“ (Herrmann/Kuch 2007: 8). Die sprachliche Stigmatisierung scheint ein ständiger Begleiter sozialer Beziehungen zu sein, deswegen ist diese umso schwerer lokalisierbar. In dem Fall wird die Missachtung jedoch ausdrücklich ausgesprochen. Geht man von der Prämisse John L. Austins aus, dass Sagen und Tun keine Gegensätze seien, so müsse man berücksichtigen, dass „durch sprachliche Handlungen nicht nur handfeste, materielle Effekte erzielt, sondern auch die soziale Stellung der adressierten Person verändert [wird]“ (Herrmann/Kuch 2007: 11 f.). Erzogen wird Peter, dessen fiktiver Lebenslauf ein Beispiel für die verletzende Macht der Worte par excellence darstellt, von seiner schönen und lebenslustigen Mutter, die er zwar liebt, jedoch mit ihren wechselnden Liebhabern nicht zurechtkommt. Als Ferdinand Jarosch, der angetraute Mann seiner Mutter nach vielen Jahren aus der russischen Kriegsgefangenschaft heimkehrt, findet Peter in ihm nicht nur einen guten Freund, sondern auch die fehlende männliche Autorität und eine beschützende Vaterfigur. Dies kommt etwa im folgenden Zitat zum Ausdruck:

„Sogar die Wirtin war noch die alte – Jesusmaria, sagte sie, die Hände nicht über dem Kopf, sondern über der gewaltigen Brust zusammenschlagend, der Herr Jarosch! Was hams denn da für einen Murl mit? – Das ist kein Murl, antwortete Ferdinand, sondern mein Bub.“ (Henisch 2000: 58)

Der Junge ist vielseitig begabt, lernt schnell, das schützt ihn jedoch nicht vor dem Spott und Argwohn seiner Mitschüler. Erst als sich herausstellt, dass er ihnen als Fußballer überlegen ist und es sogar in die österreichische Jugendauswahl schafft, wird er gebührend respektiert.

„Jedenfalls fiel ich als Stürmer allmählich auf. Nach und nach hatte ich eine richtige, kleine Fan-Gemeinde. Sie nannte mich Negerl und diesen Spitznamen ließ ich mir gefallen. Obwohl oder gerade weil auch Robert mich so genannt hatte. Politisch korrekt war er nicht – aber political correctness war damals noch kein Begriff. Jedenfalls nicht auf Wiener Fußballplätzen. Gemma, Negerl! Hoppauf, Negerl! Hau drauf, Negerl. Ich war eher groß für mein Alter, aber in der in Österreich gesprochenen Sprache besteht ein Hang zum Diminutiv.

Vielleicht liegt das daran, daß das Land im Auslauf seiner Geschichte so klein geworden. So hat man auch die darin wohnenden Leute gern klein. Small is beautiful? Nein, diese Parole gab es damals, glaube ich, auch noch nicht. Aber das dem Wort Neger am Ende hinzugefügte L signalisierte, daß ich irgendwie dazu gehörte.

Irgendwie. Und dennoch nicht voll und ganz. Das Wort Neger vor dem L signalisierte, daß ich doch etwas anders war. Vier Buchstaben gegen einen. Was überwog? – Um ehrlich zu sein, damals machte ich mir kaum solche Gedanken.“ (Henisch 2000: 164)

Peter Jarosch wird einer verbalen Stigmatisierung ausgesetzt, Neger oder Murl gehören zum Standardrepertoire der Bezeichnungen bzw. Beschimpfungen, mit denen er tagtäglich konfrontiert wird. Dabei sei zu beachten, dass indem solche Begriffe auf die Hautfarbe des Menschen rekurren, konstruierten diese „Identität über Pigmentierung“ (Arndt/Hornscheidt 2009), was eindeutig als Ausdruck der Machtmanifestation aufzufassen ist. Darüber hinaus werden in der Verwendung des Ausdrucks Neger „von Anfang an körperliche Merkmale mit geistig-kulturellen Eigenschaften wie etwa Faulheit, Feigheit, Triebhaftigkeit, Grausamkeit und Kulturunfähigkeit verbunden“ (Arndt/Hornscheidt 2009). Auch wenn in diesem Zusammenhang oft behauptet wird, das Wort sei früher jedenfalls nicht diskriminierend gewesen bzw. man würde es nicht rassistisch meinen, wirken solche Begriffe stereotypisierend und normierend, unabhängig davon, ob der Betroffene mit diesem Wort direkt angesprochen wird, oder ob er ihnen in Äußerungen begegnet. Sie würden bis heute die ideologischen Vorstellungen, Denkmuster und Hierarchien der Zeit des Kolonialismus und der Sklaverei

transportieren, so Susan Arndt und Antje Hornscheidt (Arndt/Hornscheidt 2009). So eine verbale Attacke hinterlässt zwar keine blauen Flecken, kann aber genauso schmerzhaft sein. Sie bedeutet nämlich eine Entwertung des Menschen, die nach wie vor unterschätzt wird. Mit solch einem entwürdigenden Umgang wird der Hauptprotagonist bereits als Kind konfrontiert, obwohl er erst im erwachsenen Alter darüber reflektiert und sich der Bedeutung bzw. der Konsequenzen dessen bewusst wird. Henisch ist es durchaus gelungen, aufzuzeigen, wie problematisch das Aufbauen eines positiven Selbstverständnisses ist, wenn man keine Anerkennung seitens seines Umfeldes erfährt, denn „für eine gelingende Form der Selbstverwirklichung ist ein Subjekt also grundlegend auf die Anerkennung durch andere angewiesen“, wodurch dieses eine „grundlegende Verletzungsoffenheit gegenüber anderen besitzt“ (Hermann 2013: 115).

Die Sprache, die eine Art Code darstellt, verrät viel über die jeweilige Person und ihre Haltung den anderen gegenüber. Dies lässt sich unter die These „wie ich rede, so bin ich“ subsumieren. Versucht man mithilfe der Sprache andere Menschen herabzustufen, übt man verbale Gewalt aus und lässt die unterdrückten Gefühle die die Beziehungen mit anderen Menschen vergiften können, sprechen. Das bayrisch-österreichische Diminutiv „Murl“ kommt von „Mohr“ und heißt so viel wie der Schwarze. Es lässt sich jedoch nicht abstreiten, dass dieses aus der weißen Definitionsmacht heraus entstanden ist (siehe dazu: Greve 2013: 29). Die kritische Auseinandersetzung mit der Stigmatisierung sowie der performativen Wirksamkeit der Sprache erfolgt bei Henisch zusätzlich auf der Figurenebene als *character's speech*. Jarosch erklärt selbst:

„Das Wort *Murl* kommt von *Mohr* und bedeutet ganz einfach, daß jemand schwarz ist. Allerdings wird dieser Jemand, das schwingt in diesem kurzen Wort mit, zumindest nicht recht ernst genommen. Wenn nicht schlicht und einfach als fremd und daher ekelhaft abgelehnt.

Schwarz ist häßlich/weiß ist schön – dieses Vorurteil sitzt den blassen Bewohnern nicht nur der alten Stadt Wien tief in den Stammhirnwindungen. Selbst ein Genie wie Mozart hat sich enttäuschenderweise nicht geniert, solche Texte auch noch zu vertonen. Im Jahrhundert Mozarts lebte in Wien übrigens ein sogenannter Hofmohr namens Angelo Soliman. Da er sich bei Lebzeiten trotz seiner schwarzen Haut einer gewissen Beliebtheit erfreute, wurde er nach seinem Ableben ausgestopft und in ein Museum gestellt.

Daß ein Schwarzer frei auf der Straße umherlief, dürfte vor der Zeit also, in der ich gezeugt und geboren bin, recht selten vorgekommen sein. *Es ging spazieren vor dem Tor/ein kohlpechrabenschwarzer Mohr*, heißt es im *Struwwelpeter*. Dieses schöne Bilderbuch ist zwar schon rund ein Jahrhundert früher und, daran glaube ich mich zu erinnern, in Frankfurt entstanden, war aber in meiner Kindheit in Wien noch immer recht populär. Daß das Ganz-einfach-Spaziergehen des sogenannten Mohren vor dem Tor derart hervorgehoben wird, deutet darauf hin, daß es sich eigentlich nicht gehört.“ (Henisch 2000: 89)

Der Protagonist zählt Situationen auf, in denen auf die Dichotomie Schwarz-Weiß rekurriert wird. Dabei wird das Weiß-Sein als Norm aufgefasst, während das Nicht-Weiße zum Anderen, Un-Normalen opponiert (Arndt/Hornscheidt 2009). Ein weiteres Beispiel liefert folgende Passage aus dem Roman:

„Kam auf mich zu und blieb Aug in Aug mit mir stehen. Keinen Meter von mir entfernt, zwischen uns nur das Gitter. Dann nahm er den Kaugummi aus dem Mund und klebte ihn vor meiner Nase an die Drahtmaschen. Und sagte nicht mehr als drei Worte: Schleich dich, Murl! Die wienerische Wendung *schleich dich* signalisiert, daß sich jemand zurückhalten oder besser gleich auf möglichst unauffällige Weise trollen soll.“ (Henisch 2000: 88 f.)

Allerdings nicht nur eine direkte Ansprache an den Betroffenen gilt als Ausdruck rassistischer Gesinnung, sondern auch die Attribuierung mit „schwarz“ konstruiert einen zum Objekt von Rassismus. In der Schule wird die Figur von dem Lehrer mit den Worten vorgestellt: „Unser

Peter hier, [...] ist zwar schwarz, aber sonst ist er sicher genauso ein Lausbub wie ihr. [...] [D]er schwarze Peter hat es nicht leicht unter uns, wir müssen also ganz besonders nett zu ihm sein“ (Henisch 2000: 25). Es kann sicherlich nicht davon ausgegangen werden, dass der zitierten Aussage eine beabsichtigte denunzierende Botschaft innewohnt, nichtdestotrotz wird durch diese eine gewisse Kategorisierung in Gang gesetzt, die die Trennlinie zwischen „wir“ und „er“, also zwischen der In- und Outgroup zusätzlich hervorhebt. Der Farbe Schwarz wird im Roman eine zusätzliche Dimension verliehen, indem man diese mit der Sünde in Zusammenhang bringt. Während Vorbereitungen zur ersten heiligen Kommunion, belehrt der Kaplan die Kinder, dass wenn man eine Sünde begehe, beflecke man sich. „Ein Fleck gibt den anderen. Bis unsere Seele ganz schwarz ist“ (Henisch 2000: 49). Die Aussage legt Negativassoziationen nahe, dass das Schwarz mit etwas Sündhaftem/Unreinem konnotiert wird. Der bereits erwähnte Frantz Fanon weist darauf hin, dass der Archetypus der minderen Werte vom Neger dargestellt werde und dass dieser in allen zivilisatorischen und zivilisierten Ländern die Sünde symbolisiere, worauf auch Henischs Figuren rekurrieren (vgl. Fanon 1980: 118 f.). Die Äußerung des Kaplans lässt darüber hinaus bei Peter die Frage aufkommen, ob ein schwarzer Körper analogisch ein sündhafter Körper sei (vgl. Henisch 2000: 49). Die Farbsymbolik ist ein fester Bestandteil des Rassendiskurses geworden, „[i]m christlichen Mittelalter [z. B.] kennzeichnen die Farben Schwarz und Weiß als religiöse Symbole für (göttliches) Licht und (teuflische) Finsternis die Gegenüberstellung von Christen und Ungläubigen“, wobei man Schwarz und Weiß zu diesem Zeitpunkt als Abstrakta betrachten muss, die erst im Laufe der europäischen Kolonialgeschichte und sozio-ökonomischer Umbrüche als binäre Gruppenzuweisung funktionieren (Husman 2010: 19). Die Hautfarbe wird mit Bedeutung aufgeladen und ist in diesem Fall als Synonym zu Rasse zu sehen, wodurch Wertungsmechanismen in Gang gesetzt werden, die eine rassistische Segregation zur Folge haben können. Während einer flüchtigen Begegnung Peters mit zwei schwedischen Jugendlichen, geben diese ihrem Erstaunen Ausdruck, dass „es auch *black Austrians* gibt“ (Henisch 2000: 186). Ein „*austriechien noir*“, (Henisch 2000: 187) wie es im Roman heißt, wird von vielen als ein Exotikum wahrgenommen.

Henischs Roman, der durch die postmodernen Identitäts- und Minoritäten-Diskurse sowie den Diskurs der kulturellen Differenzen (vgl. Michaels 2002: 243) geprägt ist, erfreut sich nicht nur aufgrund seiner literarischen Qualitäten großer Popularität, sondern auch deshalb, weil er ein aktuelles und dringliches soziales Problem anspricht. Der politisch korrekte Autor erzählt die Geschichte des „Schwarzen Peters“ und skizziert gleichzeitig die Entwicklung Österreichs in den Nachkriegsjahren. Obwohl er den Fokus auf Wien richtet, wird ganz schnell klar, dass dieses Problem nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa gegenwärtig ist. Der Autor zeigt in seinem Roman, dass Rassismus und Intoleranz dem friedlichen Umgang mit dem kulturell Fremden im Wege stehen, was in der Aussage Peter Turrinis auf den Punkt gebracht wird:

„Die Fremden erscheinen dem Österreicher nicht nur als Menschen mit anderem Namen, mit manchmal anderem Aussehen, nein, sie sind das Andere Schlechthin, das Fremde, das Andersartige, das, gemessen, an der eigenen Art, Entartete.

Gegen dieses Fremde errichten die Österreicher Bollwerke: juridische und mentale.

[...] Und es ist die Schande jedes einzelnen: der Fremde und das Fremde, dem gegenüber sich der Österreicher so abweisend verhält und sich dabei so besser und so erhaben fühlt- und sei es vom Fensterbrett seiner Wohnung aus -, geht unten vorbei, kommt ins Haus, ist nicht aufzuhalten, kommt in die Wohnung, nichts und niemand schützt den Österreicher vor diesem Fremden, denn die Wahrheit ist: der Österreicher, der so platzhirschtig aus seinem Haus herausblickt, um auf die Fremden herabzuschauen, ist selbst ein Fremder. Das Fremde ist in ihm, es ist ein Teil von ihm, vor 50 oder vor 100 Jahren oder vor noch längerer Zeit ein Tscheche, ein Italiener, ein Slowene in dieses Land gekommen und der sitzt, tief verdrängt, in ihm. Jeder neue Fremde erinnert den Österreicher an diese Verdrängung und dafür haßt er ihn, wehr er ihn ab.“ (Turrini 1995)

Diese mentalen Bollwerke thematisiert auch Henisch, indem er die Rückkehr seiner Hauptfigur in ihre Heimatstadt schildert. Als Peter nach zweiundzwanzig Jahren nach Wien zurückkehrt, verliert er seinen Pass sowie sein Geld und wird verhaftet, da er ohne Erlaubnis auf der Straße musiziert. Die Polizei geht mit ihm recht brutal um und verdächtigt ihn – aufgrund seiner bloßen Hautfarbe –, ein Drogendealer zu sein. All seine Erklärungsversuche, dass er ein amerikanischer Bürger ist und früher sogar ein österreichischer gewesen war, bleiben erfolglos und können seine Inhaftierung nicht verhindern. Die penible Schilderung dessen, was auf dem Wiener Polizeikommissariat auf ihn zukommt, ist der sorgfältigen Recherche des Autors zu verdanken. Der geschilderte Vorfall spiegelt die reale Situation der Asylbewerber sowie die Vorgehensweise der Beamten in Österreich wider. Jarosch beobachtet treffend:

„Andere Wiener mögen sich als sozusagen selbstverständliche Wiener vorkommen. Auch wenn ihre Vorfahren – Tschechen, Slowaken, Ungarn, Kroaten, Slowenen, Ruthenen, um nur einige zu nennen – von allen Ecken und Enden der ehemaligen Monarchie in die ehemalige Reichs-Haupt- und Residenzstadt zusammengeströmt sind. Das war sozusagen der Normalfall. Binnen zwei, drei Generationen sind diese Ursprünge in Vergessenheit geraten.“ (Henisch 2000: 323)

Umso mehr verwundert die Tatsache, dass in einer Stadt mit einem so reichen Kulturerbe jedwede Andersartigkeit sofort gebrandmarkt wird. Henischs Roman stellt nicht nur eine Auseinandersetzung mit erstarrten, stereotypen Bildern dar, sondern ist zugleich als ein eindringlicher Appell für mehr Akzeptanz und Toleranz im Sinne eines friedlichen Zusammenlebens verschiedener Kulturen, der angesichts aktueller Ereignisse umso relevanter zu sein scheint, zu lesen. Gleichzeitig veranschaulicht dieser, dass Gewaltakte nicht nur die körperliche Unversehrtheit, sondern auch oder vor allem die psychische Integrität antasten. Die sowohl im individuellen als auch im kollektiven Bewusstsein verankerten Denkstrukturen des „Fremdenhasses“, die als eine Bedrohung erkannt und empfunden werden, führen zu einer irrationalen Abwehrhaltung gegen alles Fremde, was auch der Autor vor Augen führt und somit die herrschende Mentalität kritisiert. Indem Henisch von der Grundannahme ausgeht, die Diskriminierung ist permanent präsent, begibt er sich auf das Terrain gesellschaftlich relevanter aber auch akuter Themen und betont somit die Notwendigkeit der Narrativisierung Phänomene dieser Art sowie der literarischen Auseinandersetzung mit Gewalt. Nichtsdestotrotz sind Texte, die Gewaltakte thematisieren weiterhin als solche zu betrachten, die künstlerische Repräsentationen darstellen und keinen Anspruch auf die Veränderung der Lebensrealitäten erheben.

Literaturverzeichnis

- Arndt, Susan/Hornscheidt, Antje (Hgg.) (2009): Rassismus in Gesellschaft und Sprache. Ein Auszug aus: Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast Verlag. Verfügbar über: <https://www.unrast-verlag.de/news/271-rassismus-in-gesellschaft-und-sprache> (30.11.2016).
- Bourdieu, Pierre (2012): Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. – Wien: new academic press.
- Butler, Judith (2006): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke und Markus Krist. – Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Casper, Catharina/Rothermund, Klaus/Wentura Dirk (2010): Automatic Stereotype Activation is Context dependent. – In: Social Psychology, Vol 41(3), 131–136.
- Close Ulmer, Anne (2003): Außenseiter in den Werken von Peter Henisch. – In: W. Grünzweig, G. Fuchs, (Hgg.): Peter Henisch. Dossier Bd. 21, 68–91. – Graz: Droschl.
- Dobra, Nicolas (2007): Identität. Alterität. – Berlin: Kadmos.

- Elspaß, Stephan/Maitz, Péter: Sprache und Diskriminierung. Einführung in das Themenheft. – In: P. Elspaß, P. Maitz (Hgg.): Der Deutschunterricht. Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlichen Grundlegung. Themenheft: Sprache und Diskriminierung. 6/2011, 2–6.
- Fanon, Frantz (1980): Schwarze Haut, Weiße Masken. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. – Frankfurt/M.: Syndikat.
- Greve, Anna (2013): Farbe – Macht – Körper. Kritische Weißseinsforschung in der europäischen Kunstgeschichte. – Karlsruhe: KIT Scientific Publishing.
- Henisch, Peter (2000): Schwarzer Peter. Roman. Salzburg und Wien: Residenz.
- Herrmann, Steffen K./Kuch, Hannes (2007): Verletzende Worte. Eine Einleitung. – In: S. K. Herrmann, S. Krämer, H. Kuch (Hgg.): Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung, 7–30. Bielefeld: transcript.
- Herrmann, Steffen K. (2013): Beleidigung. – In: Ch. Gudehus, M. Christ (Hgg.): Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch, 110–115. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Husmann, Jana (2010): Schwarz-Weiß-Symbolik. Dualistische Denktraditionen und die Imagination von »Rasse«. Religion – Wissenschaft – Anthroposophie. – Bielefeld: transcript.
- Kuch, Hannes/Herrmann, Steffen K. (2007): Symbolische Verletzbarkeit und sprachliche Gewalt. – In: S.K. Herrmann, S. Krämer, H. Kuch (Hgg.): Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung, 179–210. Bielefeld: transcript.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2011): Verbale Gewalt – ein Forschungsgegenstand der Sprachgeschichtsschreibung. – In: P. Ernst (Hg.): Historische Pragmatik. Tagungsband zur Jahrestagung der Gesellschaft für Historische Sprachwissenschaft, 215–239. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Michaels, Jennifer E. (2002): The Jambalaya Principle: Otherness and Multiculturalism in Schwarzer Peter. – In: C. Decker (Hg.): Textual Strategies of Peter Henisch, 242–266. Riverside, California: Ariadne Press.
- Parry, Christoph (2003): Zwischen Haut und Heimat. Zur Identitätskonstruktion in Peter Henischs Roman Schwarzer Peter. – In: W. Grünzweig, G. Fuchs (Hgg.): Peter Henisch. Dossier Bd. 21, 133–155. Graz: Droschl.
- Posselt, Gerard (2014): Gerard Posselt im Interview mit Beate Hausbichler: „Gewalt wird zu einer perfiden Strategie“. – In: Der Standard vom 13.08.2014. Verfügbar über: <http://derstandard.at/2000004295983/Gewalt-wird-zu-einer-perfiden-Strategie> (30.11. 2016).
- Raus, Michel (2003): In der Haut eines Außenseiters. – In: W. Grünzweig, G. Fuchs (Hgg.): Peter Henisch. Dossier Bd. 21, 212–214. Graz: Droschl.
- Siebenpfeiffer, Hania (2013): Literaturwissenschaft. – In: Ch. Gudehus, M. Christ (Hgg.): Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch, 340–347. – Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Waldenfest, Bernhard (2006): Schattenrisse der Moral. – Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Wimmer, Franz M. (1997): Einleitung. – In: Rassismus und Kulturalismus. Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst, 1. Hg. vom Institut für Wissenschaft und Kunst der Universität Wien.
- Wimmer, Marta (2014): Poetik des Hasses in der österreichischen Literatur. Studien zu ausgewählten Texten. – Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Turrini, Peter (1995): Vorwort. – In: B. Engleder (Hg.): Die Fremden sind immer die anderen, ohne Seitenzahl. Wien: Unterstützungskomitee zu Integration von AusländerInnen.

Annotation

“They felt like they were one. I was the stranger.” Language-based stigmatisation in Peter Henisch’s novel *Schwarzer Peter*”

Marta Wimmer

Although violence is primarily understood as acts breaching upon one’s physical integrity, in this case the focus is on the damage inflicted upon one’s psyche. The story of the protagonist of the novel *Schwarzer Peter* (2000) by Peter Henisch depicts the process of his becoming increasingly stigmatised by racist words uttered by those around him. It also shows the main character’s deepening alienation caused by the frequent emphasis put on the discrepancy between the colour of his skin and his place of origin. This paper goes beyond exploring the possibility to build a narrative of verbal violence. First and foremost, it sheds light on how deep words can cut, on how great their causative power is, to what extent they contribute to duplicating and reinforcing wrongful racial stereotypes.

Keywords: language-based stigmatisation, contemporary Austrian literature, verbal violence

Dr. Marta Wimmer
Adam-Mickiewicz-Universität Poznań
Institut für Germanische Philologie
(Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur)
Al. Niepodległości 4
PL-61874 Poznań
Polen
mwimmer@amu.edu.pl